

Flucht aus der Geldwirtschaft : Flucht in die Sachwerte

Autor(en): **Thommen, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **50 (1970-1971)**

Heft 10: **"Leben mit der Inflation?"**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Flucht aus der Geldwirtschaft – Flucht in die Sachwerte

ANDREAS THOMMEN

Zurück zum Tauschhandel?

In den Zeiten, in denen die Teuerung vermeintlich oder tatsächlich eine schnellere Gangart einschlägt und das Wort «Inflation» mehr als nötig und mehr, als es der Wirtschaft gut tut, im Vokabular des Gesprächs und der Presse auftaucht, gesellt sich alsogleich ein weiterer Ausdruck dazu: Es ist der plastische Begriff «Flucht in die Sachwerte». Mit diesem Begriff verbindet sich die gedankliche Assoziation einer akzentuierten Bewegung «weg vom Geld»! Aus dieser Feststellung lässt sich vorweg folgern, dass die «Flucht in die Sachwerte» im wesentlichen mit dem lieben – oder in diesem Fall eher bösen – Geld zusammenhängt. Tatsächlich ist eine Flucht in die Sachwerte nur denkbar in einer entwickelten, arbeitsteiligen Volkswirtschaft, in der die Spezialisierung weit vorangeschritten und gerade deswegen die Geld- und Kreditwirtschaft eine starke Ausdehnung erfahren hat. Die Flucht in die Sachwerte in einer entwickelten Geldwirtschaft ist deshalb *in praxi* auch eine Flucht aus dieser, zumindest eine befristete Absage an die Geld- und Kreditwirtschaft und infolgedessen eine solche an die moderne arbeitsteilige Hochleistungswirtschaft.

Flucht in die Sachwerte ist, wenn wir uns einmal unter die schlimmen Vereinfacher begeben wollen, so etwas wie eine Flucht in die Vergangenheit überwunden geglaubter Wirtschaftssysteme. Konsequenter durchgeführt und verallgemeinert, käme eine integrale Flucht in die Sachwerte einem platten Tauschhandel ähnlich, einem Naturalwirtschaftssystem, auf dessen Boden weder der erreichte wirtschaftlich-technische Stand je gehalten noch natürlich fortentwickelt werden könnte. Wir können daraus schliessen, dass die Flucht in die Sachwerte keine zukunftsgerichtete wirtschaftliche Tätigkeit, sondern viel mehr Ausdruck einer reaktionären, der Vergangenheit zugeneigten, tendenziell traditionalistischen Wirtschaftsgesinnung ist. Wer sein Geld als schlecht betrachtet, wer es vorzieht, ausschliesslich Sachen statt Geld zu besitzen, wer also die Flucht in die Sachwerte ergreift, handelt geldwirtschaftswidrig, ohne dass dies mit wirtschaftlich sinnwidrig überhaupt gleichgesetzt werden könnte. Flucht in die Sachwerte ist ein individuelles Misstrauensvotum gegen das herrschende Geld- und Kreditsystem, mithin eine Flucht aus der Geldwirtschaft.

Inflation als wirtschaftlicher Fieberstand

Was ist Grund, was ist Motiv für eine solche Flucht in Sachwerte? Neben die objektivierbaren gesamtwirtschaftlichen Gründe für den akzelerierten Kauf von mehr oder weniger dauerhaften Sachgütern, die eine gewisse Wertbeständigkeit besitzen oder diese Eigenschaft zumindest vorgeben oder vorspiegeln, können für dieses Ausbrechen aus einem verdächtig gewordenen spröden modernen Geldzwerch auch individuelle Motive geltend gemacht werden. Man wird sich grundsätzlich vor Augen zu halten haben, dass alle um den geheime, geballte Kräfte enthaltenden Geldproblemerkern kreisenden Verhaltensweisen vorwiegend von psychologischen Kräften bestimmt werden. Eine Veränderung der psychologischen Kräfte führt im Geldwesen zu oft unkontrollierbaren Entladungseffekten, die durchaus nicht immer rational gedeutet, geschweige denn gesteuert werden können. Auch eine Flucht vom Geld, vom Nominalwert in die Sachwerte, kann eine kopflose Flucht sein, eine Flucht ohne rationale Steuerung durch den Kopf, der sonst so viel von seiner hohen Logik des wirtschaftlichen Verhaltens hält.

Voraussetzung für jene Reaktion im wirtschaftlichen Fieberstand, den man anschaulich als «Flucht in die Sachwerte» bezeichnet, ist, dass überhaupt frei verfügbares Geld vorhanden ist, dass mithin eine Quote des gewonnenen Einkommens als momentan freie Vermögensbestandteile ge-
öffnet werden konnte, die entweder in Geldbeträgen disponibel sind oder in kurzer Frist disponibel werden. Wo keine freien Geldmittel manipulierbar sind, ist auch kein Kauf von Sachwerten, keine Flucht in diese möglich. Wer mausarm ist, hat keine Geldsorgen, schon gar nicht Geldfluchtsorgen. Es ist denn auch notorisch, dass die *Flucht* in die Sachwerte nur in gehobenen Kreisen und in entwickelten Volkswirtschaften vorkommt; in niedrigen Sozialschichten oder in bescheidenen Volkswirtschaften sind die Sachwerte stets dominant und das Sachwertdenken penetrant, es besteht hier kein Grund für eine *Flucht* in die Sachwerte; die Sachwerte kommen auf die Wirtschaftssubjekte ohne geld- und kreditwirtschaftliche Umschweife zu.

Der Tanz um die «Werterhaltung»

Volkswirtschaftliche Gründe für eine Flucht in die Sachwerte können Renditeüberlegungen sein, die langfristige wirtschaftliche Planungsvorstellungen voraussetzen. Diese wiederum können nur bei fortentwickeltem, wirtschaftlichem Sachverstand angenommen werden. Eine als zu niedrig erachtete Rendite festverzinslicher Werte kann ebenso wie eine hohe Rendite variabel verzinslicher Werte zu einer forcierten Geldanlage in Sachwerten, etwa in Aktien oder Grundstücken, und zu einer Umlagerung

von Geldwerten führen. Wenn die Obligationen, wenn die Hypotheken, übrigen Schuldbriefe, Reskriptionen usw., die einen zum voraus fixierten Zinssatz besitzen, bei stabilen Kursen – und viele von den «Festverzinslichen» haben einen zähen Kurs – einen als zu niedrig taxierten Zinssatz aufweisen, dann kann die Flucht in die Sachwerte ihren Auftakt nehmen, dann kann der Tanz um die sogenannte «Werterhaltung» beginnen, mählich zuerst nur, dann mit grosser Bestimmtheit und mit konkretem Ziel, schliesslich mit Wucht und mit dem dumpfen Druck einer Massenflucht: Endziel Sachwerte, welche zwar nicht das Anlageparadies verheissen, wohl aber die trügerische Feste der Wertbeständigkeit.

Bis 1966 zogen die Durchschnittsrenditen schweizerischer Obligationen sukzessive an, um dann bis anfangs 1969 wieder zu sinken; seither stiegen die Obligationenrenditen dank tendenziell fallender Kurse einerseits und lebhaft ansteigender Zinssätze andererseits bemerkenswert an. Die Rendite, der stets spekulative Elemente innewohnen, ist die Resultante mancher ökonomischer Kräfte, wobei auch die Relationen zu andern Anlagekategorien wie zum Beispiel den Aktien und reinen Spargeldern mitberücksichtigt werden müssen. Frühe Anzeichen eines anhebenden Preisniveaus, das vulgarisiert mit Inflation gleichgesetzt wird, sind das Ansteigen der Umsätze besonders an den Aktienbörsen und das induzierte Ansteigen des Aktienkursniveaus – Ende Mai 1969 erreichte der Aktienindex nach privaten Berechnungen den höchsten Stand. Wie heikel jedoch konjunkturpolitische Prognosen lediglich auf Grund einzelner Indizes sein können, geht auch aus den eben gemachten Feststellungen hervor: Seit Herbst 1969 begann nämlich an der Aktienbörse eine Periode selektiver und zugleich zurückhaltender Käufe, und der Aktienkursindex schleppte sich auf knapp gehaltenem Niveau bis 1970 einher. Die Flucht in die Sachwerte war mithin einmal mehr kein Dauerzustand gewesen.

Wir leben also, zumindest in der Schweiz, nur mit einem Bein oder, um es anschaulicher auszudrücken, nur mit unserm Werktagshalbschuh in der Inflation. Sie wirkte, zumindest bis in den Herbst 1970 hinein, gedämpft, verhalten, locker angeführt von meist landesexternen Einflussfaktoren wie zum Beispiel der künstlichen Schaffung zusätzlicher Papiergeldmengen im internationalen Bereich. Allerdings sind im Inland in teuerungsbedingter Sicht sicherlich unzeitgemässe adäquate Tendenzen – Schaffung und Entwicklung neuer Kreditkartensysteme, neuer Miet-/Leihsysteme, der Propagierung von Scheckkarten, des erweiterten Bankenclearings usw. – ebenso wirksam. Wir verkennen nicht, dass diese papierene Umstrukturierung des noch geltenden Geldwirtschaftssystems teils rationalen Leistungserwägungen entsprang und mit zur Hebung der Produktivität beiträgt – die ja, auf Dauer gesehen, antiinflatörisch einzig stosskräftig ist; aber diese neuen Geld- und Kreditsysteme stellen in den Augen der meisten Leute doch

«schlechteres Geld» dar, das, dem alten und dennoch goldrichtigen Greshamschen Gesetz zufolge, das «gute», das bessere Geld verdrängt. Dies aber ist, in seiner Tendenz, inflationsfördernd. Es wäre wohl an der Zeit, bei der Bekämpfung der Teuerung auch diese Seite des Geldproblems vermehrt zu sehen. Der Computer im modernen Geldabrechnungssystem hat seine eigene Inflationscharakterseite bis heute nicht programmiert.

Gefährliche Meinungsmanipulation

Nun ist aber die Rendite bloss ein in Zahlen zu kleidender Spezialfall der spekulativen gewinnverheissenden Geschäfte. Manche Aktien sind nicht bloss Anlagepapiere, hinter denen sorgsam aufgebaute, rationale Produktions- und Handelsgeschäfte mit einem «normalen» Risikofaktor stehen. Mehr als früher rangieren in unsern und vorab in ausländischen Kurslisten risikoreichere Papiere, etwa die sogenannten Wachstumsaktien, die Fusionskandidatenaktien, die Bezugsrechts- und Gratisaktienkandidatenaktien. Selbst «normale» Aktien werden heute oft durch Meinungsmanipulation, also ohne ihr Dazutun, zu derartigen Spekulationspapieren auf- bzw. abgewertet. Was früher bloss die Börsenjobbers, später, im «Gründungszeitalter» die Winkelbörsenpresse, der Börsen-Revolverjournalismus zustande brachte, das besorgen heute im grossen Stil, in der Regel materiell nicht direkt interessiert, bewusst oder meist unbewusst, die Vertreter mancher Gattung der Massenmedien, die sich auch im Anlagebereich des Teils unter der Gürtellinie annehmen. Die Gefahren solcher publizistischer Meinungsmanipulationen sind im Hinblick auf die Anheizung einer Teuerung sehr gross, jedenfalls grösser als die Gefahren eines allfälligen publizistischen Krisenmanagements.

Die breite Streuung des freien Vermögens, die Propagierung neuer Anlagesysteme, der Investmentanlage, des spekulativen Grund- und (Ferien-) Hausbesitzes in Florida, auf den Bahamas oder auch nur im lieblichen Malcantone setzen auf dem wüchsigen Boden der modernen Massenkommunikationsmedien mehr Risikokräfte frei, als es einer ausgeglichenen Wirtschaft manchmal lieb sein kann. Solche spekulativen Anlagen induzieren nur zum Teil reale und produktive Investitionen; der unproduktive Exzedent spekulativen Anlagemanagements heizt die Teuerung zur jungen Inflation an. Dass solche risikoangereicherte Geldausgaben häufig in eine Stundung, in Schalterschliessungen, Rücknahmestopps für Anteilscheine, wenn nicht in Schlimmeres ausmünden, ist ein Zeichen dafür, dass unsere Wirtschaft doch noch nicht so hoffnungslos inflationsverseucht ist, wie manche glauben, sondern dass bei uns das Leben mit der Inflation doch nur temporären Charakter besitzt, während wir in der Regel das Leben in der hausbackenen Atmosphäre einer zumindest die realwirtschaftlichen,

das heisst Produktivitätsfortschritte nicht wesentlich überschreitenden Teuerung weltwirtschaftlicher Normalsubstanzverbraucher vorziehen.

Grenzen des Gewinnstrebens

Die Wahrnehmung echter oder vermeintlicher spekulativer Gewinnmöglichkeiten ist ein bestimmendes Motiv individueller Inflationspolitik. In einem System der freien, auf dem nicht ganz sturmfesten Individuum aufgebauten Wirtschaft ist dieser spekulativen Grundhaltung an sich keine negative Wertung anzulasten. Im Gegenteil ist das Gewinnmotiv motorische Triebkraft der Konkurrenz- und Leistungswirtschaft. Aber alles findet sein Mass: in einer psychologisch defekten Spekulationsumwelt kann das Gewinnmotiv die verzerrten Züge eines abartigen Gewinnstrebens annehmen; dann ist der Punkt erreicht, wo die wirtschaftliche Moral von Einsichtigen entschieden an die Kandare genommen werden muss. Wenn zum Beispiel nackte Angst Triebfeder der Spekulation wird, geht die Rationalität, auf der die freie Wirtschaft ebenso aufbaut, zum Teufel. In Ländern mit früher arg zerrütteten Währungsverhältnissen – etwa in Deutschland, Österreich, Ungarn – sitzt die Angst vor der Inflation manchen Leuten heute noch immer im Nacken; dort ist der Spartrieb oftmals geringer als der Trieb zum Geldausgeben und damit zur Inflation, die stets auch mit dem Charaktermerkmal einhergeht, seine materielle Potenz nach aussen deutlich sichtbar zu machen. Das Protzendum ist Inflationserscheinung: Wer mit dem Besitz von Sachwerten, von Gold, Edelmetallen, von Juwelen – im Nahen Osten sowie im Fernen Osten und auch bei uns – protzt, ist prinzipiell dem herrschenden Geldwirtschaftssystem abgeneigt. Und – nebenbei – wo das Sachwertdenken protzenhaft zur Schau gestellt oder gar die einzige wirtschaftliche Raison d'être ist, ist in der Regel auch die wirtschaftliche Entwicklungsstufe niedrig; dies durchaus vergleichbar jenem Moment, wo eine in den letzten Zügen dahergaloppierende Inflation (etwa im Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg) in eine Sachwert- bzw. Tauschwirtschaft umschlägt und praktisch einen Rückfall in die primitive Naturalwirtschaft einleitet.

Trügerische Sicherheit

Die Angst vor kriegerischen Einwirkungen ist ein weiteres persönliches Motiv für eine Flucht in Sachwerte. Im gleichen Sinn wirken Befürchtungen vor Konfiskationen bzw. Entwertungen von Währungen im Anschluss an kriegerische Auseinandersetzungen; ebenso stellen mögliche Blockierungen von Vermögensteilen oder, in manchen Ländern, Angst vor diebischen Einwirkungen, zum Beispiel durch Guerilleros, Motive zu überstürzten

Sachwertkäufen dar. Dabei ist also gleich festzustellen, dass sich kriegerische oder diebische Beutezüge ebenso gut auf Sachwerte wie auf Geldwerte beziehen können, mit Ausnahme etwa von Grund und Boden. Das Sicherheitsgefühl, das Sachwerte vermitteln können, ist, vom Motiv her gesehen, oft trügerisch. Wenn von dem gelegentlich auch bei uns in übertriebener Weise angeführten «Beutezug des Fiskus» auf die glücklichen Besitzer von Wertpapieren abgesehen wird, haben die Bewohner industrialisierter Länder heute kein echtes Motiv kriegerischer oder diebischer Einwirkungen für eine Flucht in die Sachwerte geltend zu machen. Die Schweiz insbesondere ist eine Friedens- und Steuerinsel, wo derartige Motivierungen vollkommen fehl am Platz sind – vielleicht auch deshalb die bei uns vergleichsweise geringe Flucht in die Sachwerte.

Besser quantifizierbar und objektivierbar sind die mehr oder weniger sachlich fundierten Begründungen für die Flucht in die Sachwerte. Bei unstabilen Währungen beispielsweise führen Abwertungs- bzw. Währungsmanipulationsgründe zur Anlage in Sachwerten. Angesichts des Wirtschaftsaufschwunges und der parallel dazu in Erscheinung tretenden inflatorischen Tendenzen in der Schweiz ist hierzulande allerdings keine Abwertung, sondern bestenfalls eine Aufwertung zu erwarten, was allenfalls zu einer Flucht *aus* den Sachwerten animieren könnte. Sachwerte sind in diesem Fall primär Gold, Gold in Barren, Goldzertifikate, Goldminenaktien allenfalls, während den Goldmünzen Sammlerwert und nur sehr bedingt Sach- bzw. Substanzwert zukommt. Der Barren-Kilopreis in Zürich ist von 1967 auf Juni 1969 von 4898 Franken auf 5735 Franken oder um 17 Prozent gestiegen; im September desselben Jahres erfolgte de facto und am 27. Oktober 1969 formell die Aufwertung der D-Mark um 9,3 Prozent, welchem Unterfangen die Schweiz aus guten Gründen nicht gefolgt ist. Die Abwertungsfurcht wurde nur in bezug auf Frankreich, das am 8. August um 11,1 Prozent devalvierte, einigermaßen honoriert. Die Flucht ins Gold «rentierte» sich aber selbst für Franzosen kaum, und die deutsche Aufwertung strafte die Flucht ins Gold sogar Lügen. Die Verhältnisse liegen also komplizierter, als man gemeinhin annimmt: In der Schweiz hatte es sich auch in diesem Fall nur um eine differenzierte Flucht ins Gold gehandelt, differenziert deshalb, weil die möglichen aussenhandelspolitischen Nachteile bei einer D-Markaufwertung und einer Nichtaufwertung des Schweizerfrankens antizipiert und andererseits ausserschweizerische Fluchtgelder am schweizerischen Goldmarkt potent wurden.

Widerstandsfähige Schweizer Wirtschaft

In der gleichen Periode – um einen konkreten Vergleich anzustellen – stieg die Zahl der an der Zürcher Börse bezahlten Wertpapierkurse um 44 Prozent

und der Börsenumsatz um 121 Prozent (Januar-Juli 1966/1969) an. Daraus lässt sich, primär, eine gewisse Flucht in die Aktien-(Sach-)Werte ableiten, weil das Ausmass der Umsatzsteigerung die relevanten volkswirtschaftlichen Vergleichsgrössen weit übersteigt und, sekundär, eine inflatorische Kursüberhöhung wegen der dreifach so grossen Steigerungsrate der bezahlten Gesamtkurse (Umsätze) im Vergleich zu den umgesetzten Mengen. Alle die aufgeführten Steigerungssätze überwogen die amtlich festgestellte Teuerung von 9,3 Prozent im gleichen Zeitraum bei weitem. Dies beweist zweierlei: erstens, dass die Flucht in die Sachwerte den Fluchthelfern keine realwirtschaftlichen Gewinne brachte und infolgedessen psychologisch falsch motiviert war, zweitens, dass die leistungsfähige schweizerische Wirtschaft trotz aller behaupteter Zähigkeit und Anspannung nach wie vor eine unerhörte Elastizität aufweist und durchaus in der Lage ist, eine selbst massive Flucht in die Sachwerte, auch wenn sie wesentlich auslandgesteuert und -motiviert ist, elegant und fast inflationstötend zu absorbieren. Was jeweils zu bleiben pflegt, ist eine «gängige Teuerung», mit der zu leben die tüchtigen Kaufleute und Industriellen geringe Mühe haben.

Die heutige Lage

Trotzdem wäre es nicht richtig, zudem konjunkturpolitisch defaitistisch, das Unglück selbst einer geringfügigen permanenten Teuerung verharmlosen zu wollen. Indessen hat man sich doch darüber klar zu sein, dass nicht in erster Linie der absolute Teuerungsgrad in einer Volkswirtschaft die Grösse des Problems voll darzulegen vermag, sondern die relative Teuerung, die Differenz des Preisanstieges im Ausland und im Inland, das, was man in den glücklichen zwanziger Jahren als «komparative Kosten» zu bezeichnen pflegte. Von 1965 auf 1969 haben sich der schweizerische Konsumentenpreisindex von 127 auf 145 Punkte (1953 = 100) oder um 14 Prozent, derjenige Westdeutschlands von 128 auf 140 (plus 9 Prozent), Italiens von 147 auf 162, Frankreichs von 163 auf 190, Grossbritanniens von 144 auf 169 und der USA von 118 auf 137 Punkte (+ 16 Prozent) gehoben. Im Zeitraum Juli 1969 bis Juli 1970 stand die Schweiz im internationalen Teuerungsvergleich mit + 3,4 Prozent mit am Schwanz; fast alle andern vergleichbaren Länder verzeichneten grössere Teuerungsraten: Schweden + 7,4 Prozent, England + 6,7 Prozent, Frankreich + 6,0 Prozent, USA + 5,8 Prozent, Holland und Österreich + 4,9 Prozent, Italien + 4,6 Prozent und Deutschland + 4,0 Prozent.

Die Schweiz lag also früher in der mässigen Mitte, heute an noch besserem Platz; seither haben sich die Teuerungstendenzen nach einer kurzen Zeit der Stabilisierung allerdings akzentuiert. Seither hat teils wieder ein Ausweichen von den Nominalwerten auf die Sachwerte eingesetzt, ohne dass

diese Tendenz bis jetzt fluchtartigen Charakter angenommen hätte. Bei den Aktien hat sogar eine Absetzbewegung festgestellt werden können.

Nur die Einsicht hilft

Die konjunkturpolitischen Mittel des Bundes und der Kantone sowie der Nationalbank werden allgemein als zu schmalbrüstig angesehen; eine aktive Antiteuerungspolitik kann also behördlicherseits nur beschränkt betrieben werden. Deshalb kommt der konjunkturpolitischen Einsicht der Privaten um so grössere Bedeutung zu. Dass die Privatwirtschaft im allgemeinen dieser Einsicht zuneigt und die Flucht in die Sachwerte, alles in allem genommen, nur dezidiert betreibt, war der Zweck dieses summarischen Beitrages: «Flucht in die Sachwerte» ist hierzulande eher in Anführungszeichen zu setzen und jedenfalls nicht in der zerstörerischen Wucht zu sehen, wie sie da und dort im Ausland auftritt. Sie ist bei uns kaum eine Quelle der Inflation, sondern wird umgekehrt durch die Teuerung nur begünstigt, eine Teuerung, mit der wir zu leben verstehen, während wir mit der Inflation noch nicht eigentlich zu leben hatten.

Auswirkungen

Hat das Sparen noch einen Sinn?

HANS GEORG LÜCHINGER

Ein rosiges Bild

Hat das Sparen noch einen Sinn? Wie die hohe schweizerische Sparquote zeigt, beantwortet das Schweizervolk diese Frage nach wie vor positiv. Wer Sorgen äussert, der wird auf eben diese Sparquote verwiesen und belehrt, Probleme seien nicht gegeben, es stehe alles zum Besten. Kapitalverbraucher und Kreditinstitute meistern den Tag mit flexiblen Zinssätzen, mit immer neuen Anlagemöglichkeiten, mit Reklame und im übrigen mit Gelassenheit. Um die fernere Zukunft kümmert man sich wenig.

Das eher rosige Bild rührt wohl daher, dass sich die meisten Sparer der